
Heite, Catrin (2013): Gender und (Re)Genderisierung – eine geschlechtertheoretische Reflexion sozialpädagogischer Theorie und Praxis. In: Nina Oelkers und Martina Richter (Hg.): Aktuelle Themen und Theoriediskurse in der sozialen Arbeit. Frankfurt, M: Lang-Ed (Res humanae, 11), S. 13–27.

Mit dem sozialwissenschaftlichen Begriff Gender verbinden sich Theorie und Forschung zu Geschlecht als Strukturkategorie, zur sozialen Herstellung von Geschlecht, zu Geschlecht als subjektkonstituierender Dimension und als handlungsanleitendem Prinzip. Ausgehend von einer geschlechtertheoretischen Grundlegung, die zentrale Positionen und Thematisierungen skizziert, wird im Folgenden erstens die sozialpolitische Ebene hinsichtlich der Entstehung des so genannten Frauenberufs Soziale Arbeit als Teil von Sozialstaatlichkeit betrachtet. Dabei wird entlang der politischen Frauenbewegungen und geschlechtertheoretischer Inhalte sowie deren Rolle in der Gestaltung des Sozialen die Vergeschlechtlichung und weibliche Codierung sozialer Tätigkeiten in den Blick genommen, welche sich historisch und aktuell in der Verwobenheit von Frauen- und Sozialpolitik mit Sozialer Arbeit zeigt. Zweitens wird die Ebene des professionellen Denkens und Handelns fokussiert, um die Relevanz von Geschlecht auf der Ebene sozialpädagogischer Programmatik zu diskutieren. Dies erfolgt anhand eines empirischen Hinweises zur Sichtweise einer Sozialarbeiterin auf die Dimension Geschlecht und Weiblichkeit in ihrem Berufsalltag in der Offenen Jugendarbeit.

Geschlechtertheoretische Grundlegung

Im derzeitigen Alltagsverständnis von Geschlecht besteht die weitgehend unhinterfragte Annahme, dass Menschen entweder männlich oder weiblich seien. Mit dieser Setzung verbunden ist eine mindestens implizite Vorstellung einer *Biologie* von Zweigeschlechtlichkeit, also die ebenfalls weitgehend unhinterfragte Annahme, dass sich eine Biologie oder Natürlichkeit des Weiblichen und des Männlichen zum Beispiel anhand der äußeren Geschlechtsmerkmale, des Hormonhaushalts oder der Gene eindeutig bestimmen ließe. Entgegen dieser sowohl alltäglich als auch wissenschaftlich virulenten scheinbaren Selbstverständlichkeit zeigen sowohl die Sozial- als auch die Biowissenschaften, dass eine solche Eindeutigkeit nicht selbstverständlich, normal oder biologisch-natürlich gegeben ist, sondern dass die Eindeutigkeit von Zweigeschlechtlichkeit Ergebnis sozialer Praktiken und politischer Vergesellschaftung ist. Auch im biologischen Sinne zeigt sich Zweigeschlechtlichkeit als wenig konsistent, sondern zerfällt etwa im Blick auf das Gen oder den Hormonhaushalt und erscheint eher als ein biologisches Kontinuum. Die Vorstellung biologischer und eindeutiger Männlichkeit und Weiblichkeit ist mithin als Resultat sozialer Verhältnisse zu verstehen und diese Sozialität von Geschlecht wird mit dem sozialwissenschaftlichen Begriff *Gender* benannt, der die *Herstellung* von Geschlecht – oder die künstliche Trennung des Kontinuums in die zwei Pole männlich und weiblich – in den Mittelpunkt von Analyse, Theoriebildung und politischer Positionierung rückt. In diesem Sinne plädiert etwa die Biowissenschaftlerin Anne Fausto-Sterling (1993, 2006) dafür, dass die Einteilung der Menschen in lediglich zwei Geschlechter sowohl biologisch als auch sozial unangemessen ist und stattdessen mindestens fünf Geschlechter einzuführen seien. In ähnlicher Ausrichtung zeigt die Wissenschaftsforscherin Joan Fujimura in ihren Forschungen in Genlaboren, wie bei genetischen Tests zur Feststellung des Geschlechts, „kritische Daten“, die uneindeutige Geschlechtlichkeit oder mindestens uneindeutige Interpretationen zulassen, ignoriert werden: „there may be data that tend to be ignored because they do not fit the frames of reference of their observers“ (2006: 69).

In der stetigen Re-Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit als biologischem und sozialem Eindeutigkeitssystem verweist der Begriff Gender in konstruktivistischer Sichtweise darauf, dass Geschlecht tatsächlich nicht statisch, binär und ‚natürlich‘ ist, sondern in sozialen Prozessen intersubjektiv, interaktiv und strukturell hergestellt wird. So sind auch biowissenschaftliche Erkenntnisse nicht als schlichtes, positivistisches ‚objektives Erkennen‘ vermeintlicher Tatsachen, sondern als soziale Prozesse der „Fabrikation von Erkenntnis“ (Knorr-Cetina 2002) zu verstehen (Weiterführend zu Auseinandersetzungen der Wissenschaftstheorie und –forschung mit der Herstellung wissenschaftli-

chen Wissens auch in geschlechtertheoretischer Perspektive vgl. u. a. Bauer 2006, Daston 2001, Fleck 1980, Harding 1991, Hug 2001, Kuhn 2007 [1969]).

Sowohl in wissenschaftlichen als auch in alltäglichen, sozialpolitischen und professionellen Kontexten wird zum Beispiel in Prozessen des doing gender etwa in Form von Verhaltensnormen, Kleidungspraxen und sprachlichen Benennungen eindeutige Weiblichkeit und Männlichkeit bestätigt und (re)produziert und damit auch als unhinterfragte Vorannahme, als scheinbare Selbstverständlichkeit des alltäglichen und auch des professionellen sozialpädagogischen Denkens und Handelns in Szene gesetzt. Eindeutig ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ zu sein stellt die Bedingung zur Anerkennung als ‚Subjekt‘ und der Teilnahme an sozialen Interaktionen dar und ist dabei gleichzeitig deren Ergebnis. Im Zusammenhang dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzungen um die sozialen Herstellungsprozesse von Zweigeschlechtlichkeit und die analytische Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht sind im Rückblick zunächst die feministischen Interventionen seit den 1960er Jahren bedeutsam. Diese initialisierten sich als heterogenes politisches Projekt der zweiten westlichen Frauenbewegung und konstituierten sich auch an den Hochschulen zunächst als Frauenforschung sowie als Männerforschung (vgl. u. a. hegemonietheoretisch Connell 2006, wohlfahrtstheoretisch Edwards/Hearn/Popay 1998 und in sozialpädagogischer Perspektive Böhnisch 2004, 2003) und später als Geschlechterforschung. Für diese Etablierung einer zuerst politischen Bewegung an den Universitäten spricht Sabine Hark vom „feminist turn“ der Wissenschaft und dem „academic turn“ des Feminismus (2006: 15). D. h., die politische Frauenbewegung wurde akademisch, begann mit eigener Theoriebildung und zugleich wurde die Wissenschaft feministisch und implementierte frauenpolitische Inhalte bis hin zur Etablierung einer eigenständigen Disziplin *Gender Studies*. Für die feministischen bzw. geschlechtertheoretischen Inhalte war jene Trennung von Biologie und Sozialität, die im so genannten Sex/Gender-Konzept ihren Ausdruck findet, ein wesentlicher politischer und theoretischer ‚Meilenstein‘ (vgl. Vogel 2007), um theoretisch-analytisch ebenso wie politisch den *Vorrang* des Sozialen (also Gender) vor der Natur (also Sex) zu betonen.

In dieser Formulierung des Sex/Gender-Konzept waren seit den 1960er Jahren unter anderem in strukturtheoretischer Perspektive Gayle Rubin (1975) und ethnomethodologisch Candace West und Don Zimmerman (1987) sowie Suzanne Kessler und Wendy McKenna (2006) theorieentwickelnd aktiv. So haben West und Zimmerman (1987) maßgeblich das Konzept des doing gender geprägt, indem sie anhand eines ethnomethodologischen Zugangs erforscht haben, wie in sozialen Interaktionen Geschlecht hergestellt wird. Dabei bezogen sie sich unter anderem auf Harold Garfinkels Transsexuellen-Studie „Agnes“, in der deutlich wird, welche massiven negativen sozialen und existenziellen Konsequenzen auftreten, wenn eine Person die Zweigeschlechter-Norm verletzt, bzw. was die Mann-zu-Frau-Transsexuelle Agnes zu leisten hat, um als Frau anerkannt zu werden.

Diese existentielle bzw. existenzbedrohende Dimension der ‚Abweichung‘ von der Zweigeschlechternorm arbeitet seit den 1990er Jahren vor allem die queer theory heraus (u. a. Engel 2005, Hark 2005, Kraß 2003, mit Blick auf (Sozial)Pädagogik Czollek/Perko/Weinbach 2009, Hartmann 2004, Howald 2001, Schütte-Bäumner 2007, Stuve 2001), wenn etwa Judith Butler fragt: „Wer zählt als Person? Was gilt als kohärentes Geschlecht? Was zeichnet einen Staatsbürger, eine Staatsbürgerin aus? Wessen Welt gilt legitimerweise als wirklich? Als Subjekte fragen wir: Wer kann ich werden in einer Welt, in der die Bedeutungen und Grenzen des Subjekts im Voraus für mich festgelegt sind?“ (2009: 97-98). Dieser subjekttheoretisch bzw. subjektkritisch dimensionierten Fragerichtung der der Queer Theory ist das Sex/Gender-Konzept theorie-systematisch vorgängig. Das Sex/Gender-Konzept kann so als ein bedeutender Schritt der Theorieentwicklung und Forschung gelten, der deutlich die Diskussion darüber ermöglicht hat, dass Geschlecht bzw. Zweigeschlechtlichkeit nicht einfach vorhanden ist, sondern dass beides im alltäglichen Denken und Handeln sowie den gesellschaftlichen Strukturen immer wieder hergestellt und bestätigt werden. So brach das Sex/Gender-Konzept mit dem Paradigma eindeutiger und invariabler Geschlechtsidentität in dem Sinne der These, dass es möglicherweise eine Biologie von Geschlecht gibt, wesentlicher jedoch sei das Soziale und die dementsprechend kritisierte Übersetzung eventueller biologischer Unterschiede in soziale Wert- und Statushierarchien.

Mit dieser These und theoretisch-analytischen Verortung sind aber, wie im Laufe der Theorieentwicklung gezeigt wurde, einige Probleme verbunden. Denn das Sex/Gender-Konzept führt, wie u. a. Judith

Butler oder im deutschsprachigen Kontext zuerst Regine Gildemeister und Angelika Wetterer (1992) argumentieren, sowohl biologisches, als auch zweigeschlechtliches Denken weiter: Sex ebenso wie Gender werden innerhalb dieser analytischen Trennung weiterhin als binär männlich-weiblich gedacht. Aufgrund dieser Kritik wird in jüngeren dekonstruktivistischen, queer- und transgender-theoretischen Ansätzen ebenso wie in reflektierter naturwissenschaftlicher Perspektive auch die vermeintliche Eindeutigkeit und Binarität jener ‚Natur‘ von Geschlecht als sozial konstruiert und herrschaftswirksam analysiert und davon ausgegangen, dass das biologische Geschlecht (sex) genau wie das soziale Geschlecht (gender) eben *nicht* vorsozial ‚natürlich‘ vorhanden, sondern selber sozial konstruiert ist und sich somit auch nicht in lediglich zwei einander ausschließenden Alternativen von männlich oder weiblich denken lässt: „Ja möglicherweise ist sex immer schon gender gewesen, so daß sich herausstellt, daß die Unterscheidung zwischen sex und gender letztlich gar keine Unterscheidung ist“ (Butler 1991: 24) und mithin sei nicht nur das Soziale – Gender –, sondern auch das Biologische – Sex – als historische und soziale Kategorie zu begreifen.

Geschlecht als historische und soziale Kategorie wird entlang der theoretischen und politischen Paradigmen Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion verhandelt (vgl. Benhabib/Butler/Cornell/Fraser 1995, Knapp 2008) und diese unterschiedlichen Positionierungen korrelieren auch mit Vorstellungen zur Analyse ebenso wie zur Gestaltung wohlfahrtsstaatlicher Arrangements sowie sozialpädagogischer Professionalität. In dieser Perspektive werden Fragen diskutiert, wie gesellschaftlich notwendige Arbeit (als Erwerbs- und Reproduktions- und Carearbeit) verteilt, organisiert und von wem unter welchen Bedingungen erbracht wird, welche Arbeit als ‚privat‘ und damit dominant weibliche Verantwortung konzipiert wird oder wie die Ungleichheitskategorie Geschlecht den Arbeitsmarkt geschlechterhierarchisch reguliert sowie welche Formen von Gleichstellungspolitik vor diesem Hintergrund als angemessen gelten können. Die Beantwortung dieser Fragen korrespondiert mit unterschiedlichen Vorstellungen über Geschlecht, Analysen von Geschlechterverhältnissen und unterschiedlichen Vorstellungen über die Möglichkeiten der Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit (vgl. u. a. Fraser/Gordon 1997; Heite/Böllert 2011; Lewis 2002; Lewis/Giullari 2005). So fokussieren makrosoziologisch, sozialstrukturell und gerechtigkeits-theoretisch ausgerichtete Ansätze auf geschlechterhierarchische ökonomische Verhältnisse und plädieren für sozial- und gerechtigkeitspolitische Interventionen wie etwa materielle Umverteilung z. B. in Form eines progressiven Steuersystems oder die Formulierung und Durchsetzung von Rechtsansprüchen der StaatsbürgerInnen (vgl. u. a. Nussbaum 1999, Fraser 1997, Leitner/Ostner/Schratzstaller 2004).

In diesen Debatten, Analysen und Theorien wird auch die Frage nach den Wechselwirkungen geschlechterhierarchischer Ungleichheitsverhältnisse mit weiteren Ungleichheitsverhältnissen wie etwa Klasse oder „Rasse“, also die Frage nach klassenspezifischen Geschlechterverhältnissen oder rassistischen Ausbeutungsverhältnissen innerhalb der Genusgruppe „Frau“ gestellt. Hier weisen insbesondere postkoloniale Problematisierungen auf die Unangemessenheit eines universalistischen Anspruchs der Kategorie Geschlecht und der Vorstellung eines einheitlichen Akteurs „Frauen“ hin (u. a. Anderson 2005, Andersen/Collins 2004, Villa 2010). Rücken somit nämlich klassen- oder migrations-spezifische Differenzen zwischen Frauen in den Blick, so zielt diese Kritik an einem eurozentristischen, weißen Mittelklassefeminismus auf die analytisch, theoretisch und politisch angemessene Erfassung der Zusammenhänge zwischen Gender und Rassismus, ethnizierenden Zuschreibungen, Macht- und Herrschaftsverhältnissen entlang von Kategorien wie u. a. Weiß-Sein, Kultur, Religion, Sexualität, Behinderung und Alter. Diese auf gendertheoretisch informierte klassen- und ungleichheitssoziologische Ansätze sowie vor allem akademische und politische Interventionen von Women of Color zurückgehende Erweiterung wird aktuell unter den Begriffen Intersektionalität und Interdependenz als Forschungs- und Theoriebildungsperspektive etabliert, mit der es um die Überschneidungen von Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen entlang von Kategorien wie Geschlecht, Klasse, Migration, Staatsbürgerschaft, Religionszugehörigkeit, sexueller Präferenzen oder Behinderung geht (vgl. u. a. Degele/Winker 2009, Knapp 2005, McCall 2005, Walgenbach et al. 2007, Yuval-Davis 2006). Vor dem Hintergrund dieses Standes der Forschung und Theoriebildung in den Gender Studies gilt es nun, den Bogen zur Sozialen Arbeit schlagen.

Gender und Soziale Arbeit – Wohlfahrtsstaat und Professionalität

In der Sozialen Arbeit werden gendertheoretische Inhalte breit und kontrovers rezipiert. Die Debatten kreisen um Begriffe wie Geschlechtergerechtigkeit und Genderkompetenz sowie Fragen der sozialpädagogischen Theorie und Praxis geschlechterbezogener Herangehensweisen, wie sie sich in der Entwicklung von der geschlechtsspezifischen zur geschlechterreflektierende und dekonstruktiven (Sozial)Pädagogik ausdrücken. Die entsprechenden Schwerpunkte bestehen u. a. hinsichtlich gendersensibler professioneller Methoden und Handlungskonzepte, der Bedeutung von Gender in einzelnen Handlungsfeldern, bezüglich der Geschlechterverhältnisse und geschlechterhierarchischen Organisationsstrukturen in Sozialer Arbeit, Gender-Mainstreaming in Organisationen Sozialer Arbeit oder der weiblichen Codierung und Anerkennung Sozialer Arbeit seit ihrer historischen Entstehung im Kontext der ersten bürgerlichen Frauenbewegung und die Frage, wie sich diese Vergeschlechtlichung auf die gesellschaftliche Anerkennung Sozialer Arbeit auswirkt. Diese beiden Aspekte der geschlechterbezogenen Professionalität und der geschlechterbezogenen Dimension der gesellschaftlichen und wohlfahrtsstaatlichen Situiertheit Sozialer Arbeit werden nun vor dem Hintergrund der skizzierten geschlechtertheoretischen Positionen nachvollzogen.

Geschlecht und Soziale Arbeit als wohlfahrtsstaatliche Akteurin

Die wohlfahrtsstaatliche Situiertheit Sozialer Arbeit lässt sich gendertheoretisch mit Blick auf die Geschichte Sozialer Arbeit seit der ersten Frauenbewegung und deren Konzept „Geistige Mütterlichkeit“ systematisch zurückverfolgen. Wird ‚das Soziale‘ in geschlechtertheoretischer Perspektive betrachtet, fällt auf, dass die Entstehung des Sozialstaat und der Sozialen Arbeit zeitlich im Moment des Aufkommens der Sozialen Frage zusammentreffen (Kaufmann 2003, Sachße 2005, Hammer Schmidt/Tennstedt 2002). Die erste Frauenbewegung und deren Konzept der „Geistigen Mütterlichkeit“ spielte in diesem Zeitfenster des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts eine zentrale Rolle, wenn Geschlecht und differenztheoretische Annahmen über scheinbar ‚geschlechtsspezifische Eigenschaften‘ historisch – und auch aktuell – der Hintergrund sind, vor dem Frauenpolitiken ansetzten. Die Ambivalenzen dieser Betonung der Zwei-Geschlechter-Differenz, die ‚Genderisierung‘ des Sozialen und der Sozialen Arbeit tritt in den Strategien der ersten Frauenbewegung deutlich zu Tage. Im klassenförmigen Konflikt der ersten Frauenbewegung zwischen sozialistischen und bürgerlichen Fraktionen formulierte der bürgerliche Teil der Frauenbewegung die Emanzipationsstrategie „Geistige Mütterlichkeit“, mit der sie sich wesentlich an der ‚Erfindung‘ Sozialer Arbeit in Form von „Mütterlichkeit als Beruf“ (Fleißner 1994) beteiligten. Akteurinnen oder „Wegbereiterinnen der modernen Sozialarbeit“ (Eggemann/Hering 1999) waren etwa Alice Salomon, Gertrud Bäumer oder Helene Weber, deren Interventionen auf die Erweiterung der gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten der bürgerlichen Frauen zielten, insofern sie bis dahin etwa vom Wahlrecht, dem Zugang zu höherer Bildung und damit auch von den Professionen wie etwa der Medizin ausgeschlossen waren.

In dieser Hinsicht wurde das bestehende Geschlechterarrangement kritisiert, die binäre Geschlechterdifferenz selbst wurde dabei jedoch nicht in Frage gestellt. Das Argument „Geistige Mütterlichkeit“ bestand darin, dass die bürgerlichen Frauen ihre als typisch weiblich gedachten Kompetenzen wie etwa Fürsorglichkeit über den familialen Kontext hinaus in die gesellschaftliche Bearbeitung der Sozialen Frage einbringen können. Mit diesem Argument gelang es den bürgerlichen Frauen, Zugang zu sozialen Ehrenämtern zu erhalten womit sie – in Abgrenzung zur Strategie des Klassenkampfes der sozialistischen Frauenbewegung – das Ziel der Befriedung von Klassengegensätzen verfolgten. Ihr im bürgerlichen Lager geäußerte und an die bürgerlichen Männer adressierte Forderung nach Möglichkeiten zur Mitgestaltung des Sozialen und Anerkennung als bürgerliche Gleiche und gleichzeitig geschlechtlich Andere rekurriert auf die zeitgenössische Thematisierung des Kampfes gegen Armut, Krankheit und menschliches Elend und dies als Klassensolidarität schaffendem Aspekt. Bürgerliche Klassensolidarität wurde mit jenem Argument hergestellt, „die Frau“ als bürgerliche Gleiche könne der männlichen Kultur als geschlechtlich Andere etwas Spezifisches – nämlich jene „Mütterlichkeit“ - beisteuern und dementsprechend die Soziale Frage mitbearbeiten. Geschlechtertheoretisch kann dies mit dem oben erwähnten Konzept der hegemonialen Männlichkeit nach Rawyn Connell als klassenspezifisches Geschlechterverhältnis betrachtet werden: in diesem entspricht der je historisch

spezifischen herrschenden Norm von – bürgerlicher, weißer, heterosexueller, gesunder und nicht-behinderter – Männlichkeit eine „emphasized femininity, [...] that is oriented to accomodating the interests and desires of men“ (Connell 1987: 183, in Reaktion auf Kritiken am Konzept hegemonialer Männlichkeit und Weiblichkeit vgl. Connell/Messerschmidt 2005). Am historischen Beispiel wird mit der Strategie „Geistige Mütterlichkeit“ die Betonung von Weiblichkeit im Sinne von Fürsorglichkeit ergänzend zur bürgerlichen Männlichkeit konstruiert, wobei mit Blick auf die bürgerlich-weibliche Form der Bearbeitung des Sozialen stets auch die Relevanz einer entsprechenden Ausbildung betont wurde, welche in Synergie mit dem als naturhaft gedachten Weiblichen die Prädestinierung von Frauen für soziale Tätigkeiten begründe. So formuliert etwa Alice Salomon im Jahr 1903: „Wenn die *wissenschaftlich gebildete* Frau sich dem Arbeitsgebiet zuwendet, das der Frau *von Natur aus* besser liegt, [...] dann muß die Frau auf diesem Gebiet den Vorrang gewinnen.“ (zit. nach Schüler 2004: 194, Herv. CH). Im Kontext dieser Argumentationen entwickelte sich Soziale Arbeit als veröffentlichte Mütterlichkeit in der Weimarer Republik zu einem gering anerkannten und dementsprechend schlecht bezahlten Beruf und wurde mit dieser skizzierten differenzfeministischen Emanzipationsstrategie als „weibliche Sozialarbeit nach männlicher Weisung“ realisiert (Sachße 1986: 306).

Dies findet in einem sozialpolitischen Kontext statt, der die „Sozialen Frage“ zum Mittelpunkt hat und in dem die Vergeschlechtlichung des Sozialen stattfindet. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden soziale und politische Ungleichheiten unter dem Begriff ‚Pauperismus‘ diskutiert und in diesem Zusammenhang etablierte sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts jener Begriff der ‚Sozialen Frage‘. Die nicht nur begriffliche, sondern inhaltlich-konzeptuelle Neuerung vom Pauperismus zur Sozialen Frage und zur Sozialpolitik deutet auf ein „neues Problembewusstsein“ hin, dem es nicht mehr nur um die „Behandlung der Armen, sondern um das Verhältnis zwischen den ‚Ständen‘ oder ‚Klassen‘, um eine Frage der *gesellschaftlichen* Struktur“ ging (Kaufmann 2003: 19). In dieser Ausrichtung zielte die Bearbeitung der Sozialen Frage durch die sozialrechtliche „Garantie einer gewissen materiellen Stabilität des Lebenslaufs“ auf die „Pazifizierung des Klassenkonflikts“ (Kohli 2009: 231). Während die bürgerliche Öffentlichkeit mit der Sozialen Frage also „erstmals die Spannung zwischen den politischen Idealen bürgerlicher Freiheit und der faktischen sozialen Entwicklung“ als bearbeitenswert thematisierte (Kaufmann 2003: 21) und im Zusammenhang sozialreformerischer Konzepte zur Integration der Arbeiterklasse in die entstehende bürgerliche Gesellschaft das wohlfahrtsstaatliche Subsidiaritätsprinzip „als Antwort auf die ‚soziale Frage‘“ (Sachße 2003: 196) formulierte, wurde als Teil dieser Antwort auch Soziale Arbeit inauguriert.

Seither insistiert diese insbesondere mit ihrer Akzentuierung des (Handlungs)Prinzips Professionalität im Kontext der politischen Gestaltung des Sozialen auf besonderen, wissensbasierten und ethisch rückgekoppelten Deutungen und Interventionsformen, wobei sich Selbstverständnis, Deutungsweisen und Interventionsformen Sozialer Arbeit niemals homogen und statisch zeigten und zeigen, vielmehr zeitlich wandelbar sind und unter anderem auch geschlechtertheoretisch betrachtet variabel erscheinen. Denn die historische ‚Entdeckung‘ sowie die aktuelle „Neuerfindung des Sozialen“ (Lesenich 2008) und die unterschiedlichen Weisen seiner Re(gul)ierung u. a. durch Soziale Arbeit sind nicht nur sozialpolitischer, sondern auch geschlechterpolitischer Couleur, in der es um u. a. um die die Verhältnissetzung von öffentlich und privat, die geschlechtliche Codierung dieser Bereiche und der entsprechenden Arbeiten sowie um des Verhältnis von Sozialpolitik und Sozialarbeit sowie die Positionierung Sozialer Arbeit im post-wohlfahrtsstaatlichen Arrangement (vgl. Kessl/Otto 2009) geht. Denn dem Anspruch nach will der Sozialstaat soziale Risiken öffentlich absichern, statt diese Verantwortung den Individuen sowie deren familialen und freundschaftlichen Beziehungen zu überlassen, was sich im sozialpolitischen Prinzip der Entfamiliarisierung, also die Entlastung von Familien – und damit Frauen – von sozialen Sicherungsfunktionen und unentgeltlich erbrachter Carearbeit ausdrückt (zu gegenläufigen Prozessen der Re-Familiarisierung vgl. Richter/Sabla sowie Oelkers i. d. B., Oelkers/Richter 2010). Wenn es mit Sozialpolitik also um unterschiedliche Verhältnissetzungen von Staat, Markt und Familie geht erscheint Sozialpolitik insbesondere mit Blick auf die sozialpolitische Fokussierung von Familien als Akteure der Wohlfahrtsproduktion stets auch immer als Geschlechterpolitik (vgl. Heite/Böllert 2010). Damit stellt sich dann auch die Frage, wie eine geschlechtergerechte Wohlfahrtsstaatlichkeit auszugestalten wäre. Teil einer solchen ist Soziale Arbeit, die sich momentan im Kontext wohlfahrtsstaatlicher Transformationen ebenfalls in dynamischen Verände-

rungsprozessen befindet. Denn in der Konsolidierungsphase des deutschen Sozialstaats nahm die solidarisch-öffentlich finanzierte Erbringung sozialstaatlicher Leistungen und das Konzept Professionalität – und damit Soziale Arbeit – eine zentrale Rolle in der Wohlfahrtsproduktion ein. Gegenwärtig wird das Prinzip Profession durch die Einführung managerieller und aktivierungspolitischer Denkweisen sowie ausgehend von veränderten Sichtweisen auf die Adressat_innen sozialer Dienste zunehmend angezweifelt: Es wird nun eher davon ausgegangen, unangebracht großzügige Sozialleistungen entfalten angeblich „passivierende“ Wirkung und korrigierend sei Eigenverantwortung zu aktivieren. Dementsprechend wird Soziale Arbeit mit dieser Aktivierung ihrer Adressat_innen beauftragt, und gleichsam wird die Forderung begründet, die Bearbeitung sozialer Probleme sei aus vorgeblich dysfunktionalen öffentlichen Bearbeitung in die Eigenverantwortung der Adressat_innen zu verlagern. Dies geht einher mit einer Anzweiflung der Effizienz und Effektivität professioneller Deutungskompetenz und Expertise. In diesem Kontext der Umverteilung sozialer Risiken in die „private“ Verantwortung und veränderter Anforderungen an ihre Wirksamkeit nimmt Soziale Arbeit zurzeit Möglichkeiten wahr, sich als Aktivierungsprofession zu positionieren und sich manageriell-leistungslogisch auszurichten, indem sie ihre Methoden „aktivierungspädagogisch“ (Kessl 2006) umstellt und Aspekte wie Evaluierbarkeit, Effizienz und Effektivität sowie rationaler, wissensbasierter und wirkungsorientierter Hilfeplanung implementiert (vgl. Dahme et al. 2003; Dahme/Wohlfahrt 2005; Kessl/Otto 2007; Otto/Schnurr 2000). Die implizite Geschlechtersymbolik der manageriell und aktivierungspolitisch ambitionierten Umstrukturierung Sozialer Arbeit ist sowohl um die Vermeidung weiblicher Vergeschlechtlichung als auch um die männlich codierte Aufwertung der Profession bemüht. So stellen Eva Nadai et al. (2005) in ihrer qualitativen Studie zum Einsatz von Ehrenamtlichen pejorative Haltungen von Sozialarbeiter_innen gegenüber Weiblichkeit und weiblich codierten Eigenschaften sowie eine „Gleichsetzung von Weiblichkeit und Inkompetenz“ fest. Der von Nadai et al. interpretierte Versuch der „Entgeschlechtlichung“ sozialarbeiterischer Tätigkeiten stelle einen Korrekturversuch zur historisch weiblichen Codierung Sozialer Arbeit dar, da Soziale Arbeit sich von der historisch im Kontext des Konzepts geistige Mütterlichkeit sinnvollen Verquickung mit „Weiblichkeit“ lösen und sich so „entgeschlechtlichen“ müsse. Die Einbindung Sozialer Arbeit in sozialpolitische Entwicklungsdynamiken, die im Kontext von Managerialisierung und Aktivierung erkennbar sind und die damit zusammenhängenden Fragen nach Ent-Geschlechtlichung bzw. allgemeiner nach der Zukunft sozialer (Frauen)Berufe, wird mit Blick auf den Konnex *Profession und Geschlecht* sowohl soziologisch als auch erziehungswissenschaftlich breit diskutiert (u. a. Heite 2008, Wetterer 1995; Rabe-Kleeberg 1997; Gildemeister/Wetterer 2007) und ist letztlich auf die Frage nach „Frauen und Männern in der Zukunft Sozialer Arbeit“ (Maurer 2008) zuzuspitzen. Diese Frage bezieht sich nicht nur auf die Vergeschlechtlichung oder Re-Genderisierung der Sozialen Arbeit als wohlfahrtsstaatlicher Akteurin sondern gleichermaßen auf die Adressat_innen und sozialpädagogische Professionalität sowie entsprechende Denk- und Handlungsweisen.

Geschlecht und Professionalität

In ihren Angeboten und Praxen spricht Soziale Arbeit ihre Adressat_innen auch entlang zweigeschlechtlicher Denkweisen als Mädchen und Jungen an, formiert sich entlang von gendertheoretischen Begriffen wie Sex/Gender, geschlechtsspezifischer Benachteiligung, doing und undoing gender und unternimmt damit den Versuch, auf die sich wandelnden Lebensrealitäten und Bewältigungsstrategien von Mädchen und Jungen Bezug zu nehmen. Die sozialpädagogische Mädchenarbeit ebenso wie die sozialpädagogische Jungenarbeit sind seit ihrer Entstehung im Kontext der zweiten westlichen Frauenbewegung wesentliche Handlungsfelder der Profession, in dem geschlechterrelevante Perspektiven bearbeitet werden (Zur Geschichte, Themenfeldern Arbeitskonzepten Methoden und Kritiken sowie aktuellen Herausforderungen in der Perspektive geschlechterreflektierender Pädagogik vgl. u. a. Behnisch/Bronner 2007; Bitzan 2010; Busche et al. 2010).

Im Folgenden wird in einer Kombination aus geschlechter- und professionstheoretischer Herangehensweise anhand einer Interviewsequenz die Frage nach der Bedeutung von Geschlecht bzw. Weiblichkeit für sozialpädagogisches Denken und Handeln diskutiert. Dabei wird der Fokus auf die Perspektive der Professionellen gelegt, andere Aspekte, die in der einschlägigen Literatur umfassend

diskutiert werden, wie etwa die Begründungsfähigkeit geschlechteradressierender Praxen, Pro und Contra geschlechtergemischter und geschlechtergetrennter Gruppen oder die Frage nach „mehr Männer in die Soziale Arbeit?“ (vgl. gffz 2011) werden zugunsten dieser professionstheoretischen Fokussierung nicht in die Überlegungen einbezogen.

Die Interviewpartnerin, die hier Anna Born heißen soll, beschreibt auf die Eingangsfrage nach ihrem typischen Arbeitsalltag ihre Tätigkeiten und Adressat_innen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit und kommt dabei auch auf den Faktor Geschlecht zu sprechen, wenn sie ein Beispiel für eine typische Situation im Alltag der Offenen Jugendarbeit beschreibt:

Es gibt z.B. eine Mädchentanzgruppe bei mir im Jugendzentrum, die, wie das ja auch ganz gängig ist bei so 14, 15, 16-jährigen Mädchen, die nach diesem so nach diesen ganzen, ja im Prinzip im STIL der heutigen Musikvideos tanzen. Sehr lasziv, sehr aufreizend und auch nur darauf bedacht, in ihrem Tanz und das ist etwas, was mir eigentlich sehr widerstrebt. Zuhause würd' ich mir so ein Video einfach nicht ansehen, aber ich finde da ist es dann trotzdem meine Aufgabe, das erst mal anzunehmen, sie einfach machen zu lassen und nicht gleich auf eine andere Schiene zu bringen, weil ich denke, dass ist irgendwie ein restriktives Frauenbild, was hier gerade verkörpert wird, sondern auch da anzusetzen, um natürlich dann irgendwann auch in dem Bereich Mädchenarbeit zu machen und in diesem Zusammenhang Rollenmuster und Geschlechtsidentitäten zu thematisieren, aber das eben erst mal anzunehmen und zu sagen, dass es so deren Kultur eben einfach auch ist und dann lasse ich sie eben gern auch auftreten mit ihrer Art von Tanz, auch wenn das gar nicht Meins ist. (A.B., Z. 160-170)

An dieser Sequenz wird deutlich, dass ihre Kritik an stereotypen Weiblichkeitsinszenierungen für Anna Born – zumindest nicht sofort – eine sozialpädagogische Intervention begründet, bzw. besteht diese für die Professionelle in einer abwartenden professionellen Haltung, die sich in den aktuell wahrgenommenen Bedürfnissen der Adressat_innen orientieren möchte. Diesen einen „eigenen Raum“ zu geben sowie sie diesen Raum auf ihre eigene Weise nutzen zu lassen, bringt die Interviewte mit der Grundhaltung „die Jugendlichen annehmen, wie sie sind“ auf den Punkt. Hier drücken sich die von ihr stark gemachten professionellen Handlungsprinzipien der Freiwilligkeit und Partizipation aus: „die sind ja freiwillig da und es soll ja auch ein Ort sein, wo sie sich wohlfühlen, wo sie gern hingehen, wo sie ihren Alltag sozusagen in der Einrichtung mitgestalten, mitbestimmen“ (Z. 70-71). Dieser Anspruch erfordere auch, die eigenen Werthaltungen im Sinne professioneller Distanz zu reflektieren, situativ auch zurückzustellen und gegenüber den Adressat_innen nicht suggestiv-direktiv, sondern transparent-vorschlagend einzubringen und damit dem eigenen sozialpädagogischen Handeln, den professionellen Zugriffen auf die Seinsweisen der Adressat_innen Grenzen zu setzen:

Und das ist eben auch das Spezifische an der Jugendarbeit, dass man (.) nicht mit dauernd mit seiner Moral da ran geht. Meine Aufgabe ist es eben nicht, mein Bild der Welt auch all diesen Jugendlichen aufzudrücken, aber meine Aufgabe sehe ich trotzdem auch darin, sich kritisch über diese Dinge mit den Jugendlichen auseinander zu setzen. Aber trotzdem erst mal gewähren zu lassen, machen zu lassen und ruhig auch zu fördern, also zu fördern, indem man ihnen Raum für sich selbst na ja vielleicht auch für ihre Lebenswelt gibt. (A.B., Z. 170-175)

Die Professionelle macht hier erneut wichtig, die eigenen, durchaus auch geschlechtertheoretisch und geschlechterpolitisch formierten Wert- und Normvorstellungen zurückzustellen, eine gewisse Neutralität gegenüber den Vorstellungen der Adressat_innen einzuhalten und diesen zwar nicht ihre eigene Weltsicht aufzudrängen, aber dennoch über Fragen von moralischer oder politischer Bedeutung in einen Diskurs zu treten. Erkennbar wird an dieser Stelle auch die Haltung, dass es professionell unangemessen ist, die eigene Sicht der Welt – im Konkreten hier die Meinung der Sozialarbeite-

rin zu Geschlechterstereotypen – auch den Adressat_innen abzuverlangen, aber dennoch hierüber eine Auseinandersetzung zu induzieren. Dabei geht es ihr darum, sich selber und den eigenen professionellen Zugriffen auf die Adressat_innen Grenzen zu setzen. Dies zeigt sich an dem von ihr berichteten Beispiel über die Mädchentanzgruppe, mit dem sie verdeutlicht, dass sie es grundsätzlich als angebracht betrachtet, Geschlechterstereotype zu hinterfragen und Alternativen zu ‚typisch weiblichem‘ Verhaltensrepertoire aufzuzeigen. Dies jedoch – und hier verortet sie jene Grenze professionellen Handelns – ohne falsch-richtig-Deutungen und entsprechend pejorative Ist- und Soll-Zustandsbeschreibungen zu artikulieren. So relativiert sie ihr Unbehagen gegenüber den von Mädchen performierten Geschlechterrollen mit Blick auf die (Nicht-)Legitimität professioneller Interventionen auch hinsichtlich des Interventionszeitpunktes, wenn sie häufig zeitdimensionale Formulierungen verwendet wie „erst mal anzunehmen, sie einfach machen zu lassen und nicht gleich auf eine andere Schiene zu bringen“, „erst mal gewähren zu lassen“ oder „um natürlich dann irgendwann auch in dem Bereich Mädchenarbeit zu machen“ (s. o., Herv. CH). Mit Fritz Schütze betrachtet zeigt sich hier das professionelle Paradox Intervenieren/Abwarten (vgl. 1992: 150-152), mit dem die Professionelle vor die Problematik gestellt ist, möglicherweise zu früh und zu massiv zu intervenieren oder aber mit der Intervention zu lange zu warten und damit „den günstigen Interventionszeitpunkt verpasst“ (a. a. O.: 151). Die Frage, wie die Professionelle dann Mädchenarbeit realisiert, um die von ihr kritisch betrachteten Geschlechterstereotype und Sexualisierungen in Veränderungsabsicht zu thematisieren, bleibt jedoch an dieser Stelle unbeantwortbar. Professionstheoretisch ließe sich hier u. a. im Anschluss etwa an Ulrich Oevermann (1992) oder Mark Schrödter (2007) schließen, dass die professionelle Aufgabe auf Basis professioneller Standards wie Freiwilligkeit und Ergebnisoffenheit darin zu bestehen hat – im spezifischen Falle geschlechterreflektierende – sozialpädagogische Methoden und Konzepte anzuwenden, die den Adressatinnen eine Vervielfältigung von Handlungsmöglichkeiten anbieten, so dass sich sozialpädagogische Professionalität „in einer spezifischen Qualität sozialpädagogischer Handlungspraxis [materialisiert], die eine Erhöhung von Handlungsoptionen, Chancenvervielfältigung und die Steigerung von Partizipations- und Zugangsmöglichkeiten auf Seiten der KlientInnen zur Folge hat“ (Dewe/Otto 187). Geschlechtertheoretisch angewendet bedeutet dies beispielweise, Adressat_innen im Feld der Mädchen- und Jungenarbeit Alternativen zu Geschlechterstereotypen und Möglichkeiten der Erweiterung zweigeschlechtlich konnotierten Handlungs- und Lebensweisen zu eröffnen. Diese Angebote erfolgen dabei unter Berücksichtigung des skizzierten demokratisch ausgerichteten Verständnisses von Professionalität, der angemessenen kritischen theoretischen Reflexion des Genderbegriffes sowie unter der Darlegung Sozialer Arbeit als Geschlechtergerechtigkeit anvisierende Profession.

Literatur:

- Andersen, M. L. (2005): Thinking about Women. A Quarter Century's View. In: Gender & Society, Vol. 19, August 2005, 437-455.
- Andersen, M. L./Collins, P. H. (ed.) 2004: Race, class, and gender: An anthology. 5th ed. Belmont, CA: Wadsworth
- Bauer, R. (2006): Grundlagen der Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung. In: Ebeling, S./Schmitz, S. (Hrsg.): Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden: VS, S. 247–278.
- Behnisch, M./Bronner, K. (2007): Mädchen- und Jungenarbeit in den Erziehungshilfen. Einführung in die Praxis einer geschlechterreflektierenden Pädagogik. Weinheim: Juventa.
- Böhnisch, L. (2004): Männliche Sozialisation. Eine Einführung. Weinheim: Juventa.
- Böhnisch, L. (2003): Die Entgrenzung der Männlichkeit. Verstörungen und Formierungen des Mannseins im gesellschaftlichen Übergang. Opladen: Leske + Budrich.
- Böllert, K./Heite, C. (Hrsg.) (2011): Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Wiesbaden: VS.
- Busche, M./Maikowski, L./Pohlkamp, I./Wesemüller, E. (2010): Feministische Mädchenarbeit weiterdenken. Zur Aktualität einer bildungspolitischen Praxis. Bielefeld: transcript.
- Butler, J. (1990): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main
- Connell, R. W. (2006): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 3. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Connell, R. W./Messerschmidt, J. W. (2005): Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept. In: Gender & Society, Jg. 19, H. 6, S. 829–859.
- Connell, R. W. (1987): Gender and power. society, the person, and sexual politics. Cambridge: Polity Press.
- Daston, L. (2001): Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität. In: Hagner, M. (Hrsg.): Ansichten der Wissenschaftsgeschichte. Frankfurt am Main: Fischer, S. 137–158.
- Dewe, B./Otto, H.-U. (2002): Reflexive Sozialpädagogik. Grundstrukturen eines neuen Typs dienstleistungsorientierten Professionshandelns. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen: Leske und Budrich, S. 179–198.
- Dietze, G./Hark, S. (Hrsg.) (2006): Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. Königstein
- Edwards, J./Hearn, J./Popay, J. (1998): Men, gender divisions, and welfare. London: Routledge.
- Eggemann, M./Hering, S. (Hrsg.) (1999): Wegbereiterinnen der modernen Sozialarbeit. Texte und Biographien zur Entwicklung der Wohlfahrtspflege. Weinheim: Juventa.
- Esping-Andersen, G. (1998): Die drei Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Zur Politischen Ökonomie des Wohlfahrtsstaates. In: Lessenich, S./Ostner, I. (Hrsg.): Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Der Sozialstaat in vergleichender Perspektive: Campus, S. 19–56.
- Fleck, L. (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fleißner, H. (1994): Mütterlichkeit als Beruf - historischer Befund oder aktuelles Strukturmerkmal sozialer Arbeit? Vortrag zur Habilitation am 14.10.1994. Oldenburg.
- Fraser, N. (Hrsg.) (1997): Die halbierte Gerechtigkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Fraser, N./Gordon, L. (1997): Abhängigkeit im Sozialstaat. Genealogie eines Schlüsselbegriffs. In: dies. (Hrsg.): a. a. O., S. 180–220.
- gffz – Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (2011): Mehr Männer in die Soziale Arbeit!? Kontroversen, Konflikte, Konkurrenzen. Arbeitskonferenz für Hochschulen in Kooperation mit dem Arbeitskreis „Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit“ des Fachbereichstages Soziale Arbeit (FBTS) und dem Fachbereich 4 Soziale Arbeit und Gesundheit der Fachhochschule Frankfurt am Main am Freitag, 24.06.2011, in der Fachhochschule Frankfurt am Main.
http://www.gffz.de/1_3_42.html?PHPSESSID=5d0ff52039c5d759d3eb1b29df5378f3
- Gildemeister, R. (2007): Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit. In: Hark, S. (Hrsg.): Dis/Kontinuitäten: feministische Theorie. 2., aktualisierte und erw. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 55–72.
- Haraway, Donna 1987: Geschlecht, Gender, Genre. Sexualpolitik eines Wortes. In: Hauser, Kornelia (Hg): Viele Orte. Überall? Feminismus in Bewegung. Hamburg
- Harding, S. G. (1991): Whose science? Whose knowledge? Thinking from women's lives. Milton Keynes: Open Univ. Press.
- Hark, Sabine (Hrsg.) (2007): Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Wiesbaden
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. FaM: Suhrkamp
- Hug, T. (Hrsg.) 2001: Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Einführung in die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung. Hohengehren: Schneider
- Kessl, Fabian (2006): Aktivierungspädagogik statt wohlfahrtsstaatlicher Dienstleistung. Das aktivierungspolitische Re-Arrangement der bundesdeutschen Kinder- und Jugendhilfe. In: Zeitschrift für Sozialreform, H. 52, S. 217–232.
- Kessl, Fabian/Otto, Hans-Uwe (Hrsg.) (2009): Soziale Arbeit ohne Wohlfahrtsstaat? Zeitdiagnosen, Problematisierungen und Perspektiven. Weinheim: Juventa.
- Knapp, G.-A. (2008): Gleichheit, Differenz, Dekonstruktion: Vom Nutzen theoretischer Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung für die Praxis. In: Krell, G. (Hrsg.): Chancengleichheit durch Personalpolitik. Gleichstellung von Frauen und Männern in Unternehmen und Verwaltungen Rechtliche Regelungen - Problemanalysen - Lösungen. 5., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 163–172.
- Knapp, G.-A. (2005): »Intersectionality« - ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von »Race, Class, Gender« Feministische Studien 1/05,. In: Feministische Studien, H. 1, S. 68–81.
- Kuhn, T. S. (2007): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2., rev. und um das Postskriptum von 1969 erg. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lessenich, S. (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript.
- Lewis, Jane (2002): Gender and welfare state change. In: European Societies, H. 4, S. 331–357.
- Lewis, J./Giullari, S. (2005): The Adult Worker Model Family, Gender Equality and Care. The Search for New Policy Principles, and the Possibilities and Problems of a Capabilities Approach. Social Policy and Development Programme Paper Number 19. Herausgegeben von United Nations Research Institute for Social Development.
- McCall, L. (2005): Managing the Complexity of Intersectionality. In: Signs: Journal of Women in Culture and Society, H. 30/3, S. 1771–1800.

- Maurer, Susanne (2008): Frauen und Männer in der Zukunft Sozialer Arbeit. Entwurf einer neuen GeschlechterUnordnung. In: Amthor (Hrsg.): Soziale Berufe im Wandel. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Sozialer Arbeit. Grundlagen der Sozialen Arbeit, Band 19. Baltmannsweiler, S. 177–204.
- Mouffe, C. (1984): The Sex/Gender System and the Discursive Construction of Women's Subordination. In: Hänninen/Paldau (Hrsg.): Rethinking Ideology. Argument-Sonderband. Hamburg: Argument-Verlag
- Oelkers, N./Richter, M. (2010): Die post-wohlfahrtsstaaliche Neordnung des Familialen. In: Böllert, Karin/Oelkers, Nina (Hrsg.): Frauenpolitik in Familienhand? Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation. Wiesbaden: VS, S. 15–24.
- Rubin, G. 1975: The Traffic in Women: Notes on the 'Political Economy' of Sex. In Reiter, Rayna: Towards an Anthropology of Women. NY: Monthly Review Press, S. 157-210.
- Schütze, F. (1992): Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtke, O. (Hrsg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen: Leske + Budrich, S. 132–170.
- Spivak, G. C. (1999): A Critique of Postcolonial Reason. Towards a History of the Vanishing Present. Calcutta/New Delhi: Seagull
- Vogel, U. (2007): Meilensteine der Frauen- und Geschlechterforschung. Originaltexte mit Erläuterungen zur Entwicklung in der Bundesrepublik. Wiesbaden: VS.
- West, C./Zimmerman, D. 1987: Doing Gender. In: Gender & Society 1/1, S. 125-151.
- Yuval-Davis, N. (2006): Intersectionality and Feminist Politics. In: European Journal of Women's Studies, H. 3, S. 193–209.

AutorInnen-Information:

Prof. Dr. Catrin Heite

Leuphana Universität Lüneburg, Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik

aktuelle Arbeitsschwerpunkte: Theorie Sozialer Arbeit, Professionalität, Gender und Heterogenität